

Hauptmanns Ländliches Liebesgedicht

von Wolfgang Schumann

Es ist unmöglich, einem Werke Gerhart Hauptmanns ohne Ehrerbietung zu begegnen; er ist der Dichter der Weber, der Pippa, des Quint. Aber es ist auch unmöglich, einem Werk Hauptmanns ohne Kritik zu begegnen, nachdem er Atlantis, die Winterballade und den Peter Brauer geschrieben hat. Diesmal, mit ‚Anna‘, einem „ländlichen Liebesgedicht“ in vierundzwanzig „Gesängen“ (erschieden bei S. Fischer) fordert er mehr die Kritik als die Ehrerbietung heraus.

Es geht um Liebe. Um jene Liebe, die in Hauptmann schon mehr als einmal ihren Verkünder gefunden, die ein Elementarereignis, eine selige Krankheit, ein Rausch in der Nähe des Todes, ein Verbrennen des innern Menschen, ein Flammenbad und Flammentod ist, die scheitert, weil eine Welt der Härte, der Nüchternheit und des Schlafes sie nicht erträgt. Der Blitz dieser Liebe schlägt in den jungen Lutz Holtmann, als er, der Kunstschüler, Bildhauer, werdende Dichter, zu seinen Verwandten im Lande Schlesien auf Ferien kommt; die E Levin Anna ist die Julia, die diesen Romeo entzündet. Doch sie ist keine vierzehnjährige Contessa; sie hat eine Vergangenheit, welche Lutzens Verwandten umso dunkler erscheint, als diese ohnehin das Leben durch die schwärzlichen Gläser einer leicht zelotischen Frömmerei betrachten. Ihm strahlen die Reize des Mädchens nur umso heller und heller, je unentrinnbarer er sie in die Hände mittelalterlich gestimmter Fanatiker geraten sieht; sein Herz bricht, als eine förmliche Exorzisation mit ihr vorgenommen und durch eine wahrhaft brutale, nervenzermürbende Gebetorgie ihr ein Geständnis abgepreßt, eine Bekehrung eingewürgt, die Ehe mit einem opferwilligen „Bruder“ aufgezwungen wird. Jedem noch: er rettet die Schönste der Schönen nicht aus den Klauen der gläubigen Seelenmörder. Warum? Nun, weil er es im entscheidenden Augenblick aus jugendlicher Schüchternheit noch zu keiner Erklärung an Anna gebracht hat, weil er auch für sein Teil über ihre Vergangenheit nicht recht hinwegkommt, weil er ihrer Gegenliebe nicht gewiß

ist. Erst als es zu spät ist, erhält er diese Gewißheit und ahnt wohl, daß die herb verschlossene E Levin ihn aus dem nobelsten aller Gefühle verschmäht hat: um ihn vor ihrer eignen Allzuvieldeutigkeit zu schützen und zu bewahren. Schmerz und Verwirrung, „Abschied auf ewige Zeit und auf Nimmerbegegnen“.

Die Fabel ist voll von Anreizen zu starker Gestaltung. Zwei Milieus: sommerliches Land und frömmlicherische Familiarität. Zwei Hauptgestalten: Lutz und Anna. Viele Nebengestalten: Lutzens und Annas Verwandte, die Dunkelbrüder, ein Kind, ein Verstorbener, der Geist und Gemüt mehrerer Beteiligter seltsam beherrscht. Dazu eine fast „spannende“ Vorgeschichte, die sich langsam, wie in einem Drama Ibsens enthüllt. Und nun mit einem Wort: nichts davon kommt voll, nichts lebengesättigt, nichts absolut zwingend heraus. Der sechzigjährige Dichter zeichnet Erinnerungen an Leben statt des Lebens, er betrachtet und erinnert sich und läßt sich nur hier und da in die Erlebnisfülle, in den Erlebniskern seiner erinnerten Gestalten hineinreißen. Er ruft die Musen auf nach dem Vorbild des alten Homer, aber sie gewähren ihm nur Aquarellfarben, wo Lutz und Anna nach der Tonskala eines Böcklin schreien. Er nimmt sich selber die Möglichkeit, das Stärkste zu sagen, da er seine Erzählung in Verse kleidet. Ja, er „kleidet“ sie, anstatt sie aus voller Kraft strömen zu lassen; und das Kleid schlottert zum Erbarmen um die magern, aber immerhin feinen, in der Luft inniger Gefühle und süß-bitterer Erinnerungen schwebend-schwankenden Halbgestalten. Man versichert, daß es Hexameter sein sollen. Lassen wir das ununtersucht. Zuweilen finden sich Anklänge an dieses Versmaß, das schon in Jena und Weimar mißhandelt wurde. Zumeist aber wird der Leser nur über Steine und Knüppeldämme geschleift, nach deren rhythmischer Anordnung zu fragen vergebliche Liebesmüh wäre. Ich bin kein Pedant. Es kommt mir gar nicht darauf an, ob irgendwelche Vers-„Gesetze“ innegehalten werden oder nicht. Aber vor Hauptmanns ‚Anna‘ frage ich mich, warum er den ohnehin selten nur leichten Fluß seiner Rede durch Versuche zu irgendeiner Anordnung nach Hebung und Senkung noch zu erschweren sich genötigt fühlte. Anscheinend hat diese Diktion — denn mehr ist es nicht! — zu jener Stimmung gepaßt, die den Anfang des Gedichtes kennzeichnet, zu der Stimmung wehmütiger Rückschau und freundlich-ironischer Selbstbetrachtung; aber diese Stimmung bleibt nicht an der Herrschaft (Hauptmann wäre nicht Hauptmann, wenn sie bliebe!), und so verliert das Versmaß allmählich jeden Daseinsgrund. Könnte man darüber hinweglesen! Aber das kann man nicht. Das Gewand schlottert, und das Schlottern wird jeden Augenblick hörbar.

Hier und da las man gerührte Besprechungen des Werkes. Der Eine oder Andre erinnerte sich des blonden Gerhart Hauptmann, dessen jugendliches Liebesleid in Lutz Holtmanns Schmerzen auferstanden sei, erinnerte sich der schönen Jahre vor Sonnenaufgang, da der Frühschein alle Keime in dem werdenden Träger deutscher Zukunft weckte. Und es ist wahr: trotz aller Blässe liegt über dem Gobelin, darein der Alternde seine Erinnerung knüpfte, ein Schein milden, herzwinnenden Lichts. Eine unterdrückte Stimme lockt zwischen den klangarmen Zeichen, der Liebe, dem Weh, dem Unsäglichen allen uns hinzugeben, das gepreßt ward in das „ländliche Liebesgedicht“. Da und dort flackert die Glut auf, hell und jach, die, über Jahrzehnte hin

erhalten, ja doch allein Anlaß gewesen sein kann, von Lutz und Anna heute noch zu reden. ‚Anna‘ ist eben doch von Hauptmann, und nicht von Grosse oder Halbe. Nur, allein darum, allein um Hauptmanns unvergänglicher Wesensteile willen können wir nicht lassen von dem Begehren, daß Leidenschaft leidenschaftlich gegeben, Gestalten gestalterisch umrissen, Stimmungen verdichtet werden; daß wir hingerissen und erschüttert sein wollen, wo wir fühlen: diese Begebenheiten sind dazu angetan, uns hinzureißen und zu erschüttern; daß wir den Bericht des Gealterten, sei es selbst wehmütig und freudig, ja wider unsern hingebungsfreudigern Willen unterscheiden von dem Gedicht des Erlebenden.

Die Weltbühne, Nr. 37 / 1922

Das Blättchen publiziert als Form der produktiven Verneigung und des Gedenkens in seiner Rubrik „Vor 90 Jahren“ Beiträge aus ihrer großen Vorgängerin - der *Weltbühne* von Siegfried Jacobsohn, Kurt Tucholsky sowie Carl von Ossietzky. Nicht in jedem Fall ist es der Redaktion dabei gelungen, zweifelsfrei zu klären, ob an den Texten noch Urheberrechte bestehen, und die Inhaber gegebenenfalls zu kontaktieren. Wo sich ein solches Defizit offenbaren sollte, bitten wir darum, sich direkt an uns zu wenden.

Die Redaktion